

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 20 (1916)

Artikel: Isabelle Kaiser

Autor: Spitteler, Carl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

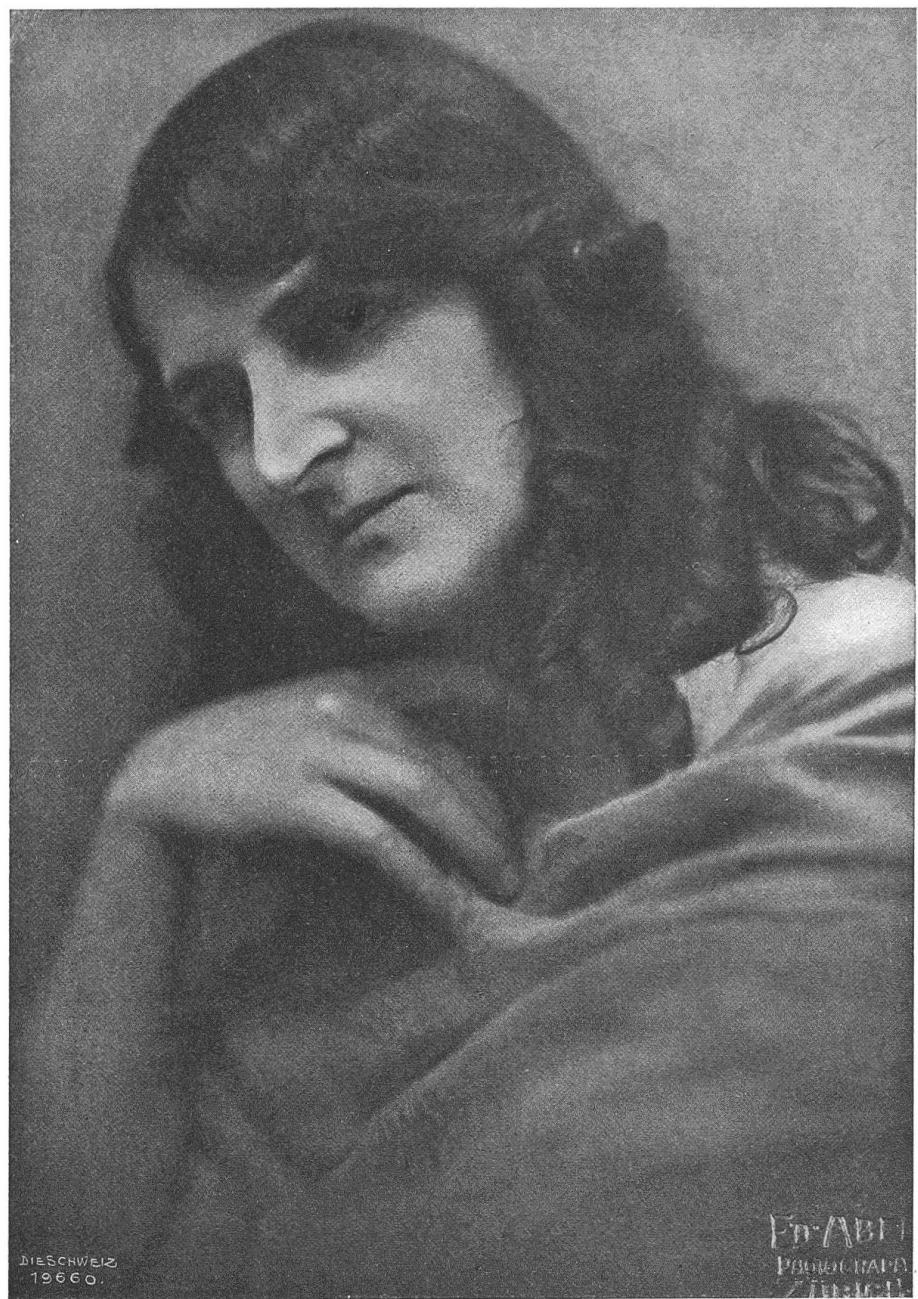
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Phot. Ed. Abel, Zürich (1916).

Isabella Kaiser

Isabelle Kaiser.

Nachdruck verboten.

Anlässlich ihres bevorstehenden 50. Geburtstages (2. Oktober 1916).

Mit zwei Bildnissen.

In Isabellens Bannkreis wundert man sich nicht über Wunder. Aber daß sie von den Toten auferstehen kann, hat selbst ihre gläubigsten Anhänger freudig überrascht. Ich saß vor einigen Jahren in Braunschweig mit W. Raabe zusammen, als er mir plötzlich mitteilte: „Wissen Sie auch, daß Isabelle Kaiser diesen Nachmittag gestorben ist?“ Die Nachricht war glücklicherweise falsch, sie war nicht gestorben; aber im Todekampf lag sie, schon ohne Bewußtsein, in den letzten Zügen, der Arzt gab ihr nur noch wenige Minuten zu leben. Schon früher lag sie einmal auf dem Sterbebett, damals in Lenzin, wo ihr das ergreifende Gedicht entquoll: „Wer von den beiden wird früher bei mir ankommen, der Freund oder der Tod?“

Die ganze Isabelle ist eben ein Phänomen. In jeder Beziehung. Ihre faszinierende Persönlichkeit, welche die Frauen nicht minder bezaubert als die Männer, der Reichtum ihrer Talente, der ihr ermöglicht, alles, was sie angreift, spielend zu können (unter anderm die Musik), der heldenstarke Charakter, kraft dessen sie stündliche Bereitschaft zum Sterben mit frohem, fast jedem Lebensmut verbindet und den die grausamsten Schmerzen nicht niederzwingen, ihr weitspannender, elastischer Geist, der ebensogut zu plaudern und zu scherzen vermag wie in die höchsten Regionen augenblicklich aufzufliegen, der bald durch dichterisch-kindliche Naivität, bald durch Weltflugheit und Witz überrascht, ihr großes, gutes Herz, das ihr in allen Weltgegenden Freunde gewinnt und ihre Feinde entwaffnet, das keinen Harm, kein Arg kennt, das niemand etwas nachträgt, das alle Kränkungen spurlos verzeiht, endlich, der Urquell ihres Wesens, die Wurzel aller ihrer Vorzüge, das Phänomen der Phänomene, ihre siegreiche, ständig überströmende, alle Sorgen und Plagen des Alltags weggeschwemmende Seele. Als ob sie ewig in einer höheren Atmosphäre lebte als andere Menschenkinder.

Phänomenal wirkt auf mich auch ihre Poesie. Nicht etwa durch ihre scheinbare,

rein äußerliche Zweisprachigkeit. In meiner Vorstellung und nach meinem Urteil gehört Isabelle Kaiser klar und einfach zu den Dichtern der romanischen Schweiz. Denn auch da, wo sie in deutscher Sprache auftritt, offenbaren sich Merkmale romanscher Gefühls-, Denk- und Sprachweise. Sondern durch die Wucht des poetischen Dranges, der gebieterisch die Aussprache verlangt, durch die schwungvolle Gebärde des Gedankens und des Rhythmus, durch die stolze Pracht der Vergleiche, durch den lauttönenden Klang des Wortes und des Reimes. Wie uns Schubert selbst in seinen nachlässigsten Stüklein mitunter zu bewunderndem Seufzen zwingt, so geschieht es mir, daß ich oft mitten in einer minder bedeutenden Probe von Isabellens Poesie plötzlich mit dem Fuß stampfe: „Donnerwetter, solch eine Wendung findet doch einzig in der Welt Isabelle!“ Poesie



S&C.

Isabelle Kaiser im Alter von fünf Jahren (1871).

verspart Isabelle übrigens nicht auf ihre Bücher, sie trägt sie immer mit sich herum, nur auf den Anlaß gespannt, wo sie hervorbrechen könne. Daher ihre fabelhafte Kunst des Improvisierens. Etwas Aehnliches ist mir noch nicht vorgekommen. Wohlverstanden, es handelt sich bei diesen Improvisationen nicht etwa um niedliche Gedänklein in wohlklingenden Verschen, sondern um wahrhaftig seelenvolle Poesie, vom Geist geistreich geleitet. Wenn man ein Stöcklein in Honig taucht, so klebt nachher Honig daran; ebenso wird der geringfügigste Anlaß zu einer Improvisation von Isabelle flugs mit Seele und Poesie überzogen. Man hat wegen der ständigen Inspirationsbereitschaft und wegen des beredten, vergleichsfrohen Volltones der Sprache an der Echtheit und Tiefe der Gefühle in Isabellens Poesie zweifeln wollen. „Theatralisch“, „oberflächlich“, „äußerlich“ und dergleichen Einwände. O, welch ein Unverständ! Als ob tiefe Gefühle bloß zu stammeln vermöchten! Als ob nicht gerade die Tiefe der Gefühle eine ergreifend beredte Sprache mit Naturgewalt hervorbrächte! (Vorausgesetzt, daß der Sprechende überhaupt einer Sprache mächtig ist). Der Irrtum, Beredtheit wäre ein Beweis von Untiefe und Unechtheit der Gefühle, verrate „theatralische“, „oberflächliche“ Empfindung, ist so weit verbreitet, daß ich mir nicht versagen kann, ein überaus typisches Beispiel mitzuteilen: Ich hatte Isabelle Kaiser einen langjährigen Dank aufgespart dafür, daß sie mir während der lebensgefährlichen Erkrankung meines Kindes eine ganz außerordentliche, mich rührende und tröstende Teilnahme erwiesen. „Das nächste Mal, wo ich sie treffe,“ schwur ich mir, „werde ich ihr meinen Dank aussprechen.“ Endlich nach Jahren bekam ich sie wieder zu Gesicht. In einem Gasthof war es; es gelang mir nicht, sie völlig zu isolieren, denn eine Fremde blieb beharrlich in der Nähe sitzen. „Ach was,“ sagte ich mir schließlich, „die soll mich nicht hindern zu sagen, was ich Isabelle zu sagen habe.“ Und sprach ihr also meinen wärmlsten, aus tiefstem Herzen strömenden Dank aus. Nachher machte sich die fremde Dame an mich heran: „Verzeihen Sie, wenn ich mir als Unbekannte erlaube, eine Frage an Sie

zu richten: Haben Sie, was Sie soeben Fräulein Kaiser sagten, auch wirklich gefühlt?“ „Wie kommen Sie dazu, daran zu zweifeln?“ „Es klang nämlich so schön, daß ich unmöglich glauben kann, es sei wahr gewesen.“ — Da haben wir's. So, wie ich damals in der Meinung jener Dame Komödie spielte, so ist Isabelle in ihrer Poesie vermeintlich „theatralisch“.

Dah ich hier in diesen kurzen Zeilen Isabellens Bücher vornehmen sollte, wird wohl niemand erwarten. Immerhin möchte ich mir eine unmaßgebliche Orientierung erlauben. Nach meiner Meinung sind die unvergänglichen Werte ihrer Poesie in ihrer Lyrik, und zwar in der französisch geschriebenen, zu suchen. Eine Sammlung wie z. B. „Le Jardin clos“ ist ein Schätzklein*). Ferner eine Warnung: Wer in Isabellens Werken zufällig auf unbedeutende Stellen gerät, lasse sich dadurch nicht irre machen. Isabelle hält es nämlich wie der reiche Pantolos, der in der nämlichen Woge Gold und Sand ans Ufer wirft. An Euch, es zu erleben.

Und nun ist aus der Lebensfrohen eine Dulderin geworden. Seit damals, als sie vom Tode auferstand, also seit sechs Jahren, wenn ich nicht irre, ist sie beständig leidend geblieben. Der Tod, als er sie zurückgeben mußte, hat ihr aus Aerger einen boshaften Hufschlag zum Andenken hinterlassen, eine rätselhafte, lokalisierte Nerventeufelei, die zwar weder lebensgefährlich ist, wenigstens nicht unmittelbar, noch eine förmliche Krankheit vorstellt, die ihr aber grausame, unerträgliche Schmerzen verursacht. Es muß wirklich entsetzlich sein. Ein Arzt, der ihr anfänglich entrüstet das Morphiumfleischlein raubte, hat es ihr, nachdem er einen Anfall mitangesehen, eilends zurückgegeben: „Nehmen Sie getrost Morphium, soviel Sie wollen, es schadet Ihnen weniger als diese greulichen Schmerzen!“ Und sie selber erklärt: „Man hat mir drei Mal den Leib aufgeschnitten; aber das war eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was ich gegenwärtig leide.“ Drei Stunden Schlaf in der Nacht, mit Hilfe von Medizinen, ist

*) Wir verweisen unsere Leser auf die feine Würdigung der Gedichtsammlung „Le Jardin clos“ in unserer „Schweiz“ XVI 1912, 438 f. 501 f., von Anna Fierz, die ebenso Isabelle Kaisers „Gedichte“ (von 1908) angezeigt hat „Die Schweiz“ XII 1908, 359 f. (mit Bildnis der Dichterin).

das Höchste, woran sich ihre Hoffnung schüchtern getraut. Mit was für einer Seelengröße aber sie das alles erträgt (seit sechs Jahren!), gewinnt ihr die Bewunderung aller. Um über dieses Thema gebührend zu reden, müßte man sich entweder der poetischen Sprache bedienen oder Isabellens schwungvollen Prosaстиl besitzen.

Die Schmerzen gewähren ihr untertags, wenn es gut geht, ein paar Stündchen Ruhepausen. In diesen Ruhepausen nun vergibt sie augenblicklich, was sie soeben gelitten. Sie kann dann plaudern und scherzen, selbst arbeiten, als wäre nichts gewesen. Wem die seltene Erlaubnis erblüht, sie aufzusuchen, der trifft genau die nämliche Isabelle wie ehedem. Weder ihr Frohsinn noch ihr sprudelnder Geist, noch ihr Interesse an allem und jedem, was in der Welt vorgeht, hat im mindesten abgenommen. Neulich ist sie sogar mit mir ins Cinema gegangen. Geändert hat sich im großen und ganzen eigentlich nur

das, daß, während sie früher die Welt aufsuchen mußte, jetzt die Welt sich zu ihr bemüht. In Gestalt von Freunden, Auszeichnungen, Lorbeerblättern, Briefen usw. Allerdings sind die leidigen unleidlichen Schmerzen da!

Ich würde mir's nicht verzeihen, wenn ich unterließe, hier, wo ich von der Dulderin spreche, zugleich Tener zu gedenken, die der Dulderin während ihrer langjährigen Leidenszeit mit treuer Pflege in unübertrefflicher Weise beigestanden hat, erst als berufene Krankenwärterin, allmählich als Freundin und begeisterte Anhängerin. Eine förmliche Aufopferung über Menschenkraft, sodaß schließlich die Pflegerin, den Anstrengungen unterliegend, selber aufs Krankenlager gefallen ist. Ob ich auch, um ihr Zartgefühl zu schonen, ihren Namen nicht ausspreche, so weiß doch jeder, der in den letzten Jahren mit Isabelle verkehrte, wer es ist, dem wir alle dafür Dank schulden und Hochachtung zollen.

Carl Spitteler.

An Heinrich Federer.

Zu den drei Bildnissen.

Alle Achtung vor unserer Redaktionsstube, wenn sie auch so eng ist, daß der Papierkorb ein Gutteil ihres Raumes verschluckt (ihre Enge hat schon manchem Besucher den Rank gezeigt, den er von selbst nicht gefunden hätte); denn es steht eine tüchtige Arbeitslust zwischen den bücher- und druckstoch schweren Wänden, die oftmals ehrfürchtig erzittern vom unablässigen Gestampf ferner Maschinen, und sie hat ein Fenster, das gradwegs auf den schönsten Platz mit den graudüsteren Türrmen und lustigen, kinderfrechten Trepplein schaut und weiter über den schönsten Weidenbaum, über Fluß und Berg ins Himmelblaue hinein. Über Sonntagsstille steht der Arbeitsstube nicht, und wenn man weiß, daß diese selbe Septembersonne, die den Platz vor dem Fenster weiß macht und das Auge verglastet, den andern einen blau funkelnden Weg über den Urnersee zeigt und daß man mit dabei sein

könnte, wenn ein gewisses Telegramm eingetroffen wäre, so hält es schwer, herinnen zu bleiben. Über so ist es nun: Der junge, haarscharfe und feinabwägende Literaturhistoriker und Redaktor hat uns seinen Aufsatz zu Heinrich Federers fünfzigstem Geburtstag nicht gesandt, und nun sitze ich hier und warte auf die goldenen Worte, die des Dichters Festtag beglänzen wollen, oder auf das Telegramm, das ihr Ausbleiben erklären oder ihr Kommen ankündigen soll, warte, zusammen mit den drei Bildern des Dichters, die immer noch brückenlos im weißen Bogen stehen, so, wie sie das Redaktionshaupt weise hinein gefügt; denn morgen früh wollen die Druckmaschinen diese Brücken bauen, da die Bilder nicht vereinsamt bleiben dürfen. Sie

mögen zwar in ihrer dreifachen Einseitigkeit sich allerdings ergänzen und etwas wie einen Eindruck von Federers äußerem Menschen vermitteln;



Heinrich Federer.
Phot. Kienast, Zürich.